Großdeutschland ist eine Forderung, die wir gerade heute, wo der Sicherheitspakt zur Debatte steht, wieder erheben müssen. Sie fand in der Weimarer Verfassung bereits einen starken Niederschlag. Wir sehen sie sichtbarlich immer wieder ausgesprochen

um rauschenden Zusammenklang der neuen deutschen Reichsfarben schwarz-rot-gold.

Die großdeutsche Frage kann nur in diesem Zeichen des schwarz-rot-goldenen Banners für Oesterreich, für uns und für die übrige Welt gelöst werden.

Marx schloß mit den Worten:

Die junge deutsche Demokratie hat bereits Schwieriges vollbracht. Seien wir einig, dann muß das deutsche Wort einen neuen schöneren Klang bekommen: O Deutschland hoch in Ehren.

Die Rede wurde wiederholt von stürmischen Beifallskundgebungen unterbrochen.

Die Opposition gegen Hindenburg in der Bayerischen Volkspartei.

München, 17. April.

Gleichzeitig mit der Erklärung des bayerischen Verbandsorgans der christlichen Arbeiter für Marx und gegen Hindenburg erlassen auch die örtlichen Organisationen der Christlichen Gewerkschaften in den bayerischen Städten Aufrufe für Marx. Bemerkenswert ist vor allem der Aufruf der christlichen Arbeiter Augsburgs, weil er sich mit besonderer Schärfe auch gegen die eigene Partei, die Bayerische Volkspartei, wendet. „Die christliche Arbeiterschaft", so heißt es, „tanzt noch lange nicht, wenn Dr. Heim pfeift, aber erst recht nicht, wenn sich eine Clique in dieser Partei anmaßt, allen Bedenken und Warnungen unserer Arbeiterführer zum Trotz auch uns ihren Willen aufzuzwingen.

Marx ist einer unserer besten Führer. Marx bewahren wir die Treue! Marx der Volkspräsident,

soll wissen, daß der ärmste Sohn des Volkes auch sein treuester ist. Marx, unserem Marx, alle Kraft und freie Zeit, in den nächsten Tagen für ihn zu werben und zu arbeiten! Christliche Arbeiter und Arbeiterinnen: Der letzte Mann, die letzte Frau an die Wahlurne für unseren Marx! Keiner, keiner halte sich der Wahl fern! Wir brauchen Euch um so notwendiger, als leider die Presse unserer Weltanschauung im Dienste der Gegenpartei arbeiten muß."

Außer den christlichen Arbeitern rebellieren aber auch offizielle Parteileitungen in der Provinz gegen den Beschluß des Landesausschusses der Partei. So faßte die Vertrauensmännerversammlung der Bayerischen Volkspartei in Aschaffenburg Stadt und Land einstimmig eine Entschließung, in der

die anbefohlene Empfehlung der Kandidatur Hindenburg zurückgewiesen und Freigabe der Stimmabgabe für den 26. April verlangt wird.

Die Mehrheit der Vertrauensmänner trat für Marx ein. Aus Gründen der Parteidisziplin wird jedoch beschlossen, sich mit der Freiheit der Abstimmung zu begnügen, ohne die Wähler direkt für Marx aufzufordern.

Diese Ereignisse haben die Leitung der Bayerischen Volkspartei in außerordentliche Unruhe versetzt. Man spricht schon von einer

Krise innerhalb der Partei,

a sogar von einer Gefährdung der Einheit.

Wirtschaftsfragen im Haushaltausschuß des Reichstags.

Berlin, 17. April.

Im Haushaltausschuß des Reichstags kündigte der Wirtschaftsminister an, daß die Vorlage einer Zolltarifnovelle alsbald erfolgen werde. Zur Frage des spanischen Handelsvertrages bemerkte der Minister, daß er nicht verkenne, daß das Abkommen mancherlei Mangelhaftes habe. Trotzdem sei die Regierung der Meinung, daß wir ein definitives Abkommen mit Spanien, das dann den Interessen der Ausfuhr und den Schutzinteressen des Weinbaues genügend Rechnung trage, am besten dadurch erreicht werden würde, daß

das vorläufige Abkommen ratifiziert

und alsbald in erneute Verhandlungen eingetreten würde.

Abg. Dr. Cremer (D. Vp.) unterstreicht die Notwendigkeit, im Interesse der weiteren Entwicklung des Emporblühens deutschen Exports nach Spanien das deutsch-spanische Handelsabkommen endlich zur Annahme zu bringen.

Abg. Meier-Berlin (Dem.) legte mit Unterstützung aller nichtsozialistischen Fraktionen einen Gesetzentwurf vor, wonach

die Preistreibereiverordnungen

sowie die damit verwandten Verordnungen, soweit sie noch in Kraft sind,

aufgehoben werden sollen.

Verstöße gegen diese Verordnungen, sofern sie vor der Aufhebung der Verordnung begangen sind, sollen straffrei bleiben. Abg. Koenen (Komm.) begründet eine Entschließung, welche gegen die Ausführungen des Ministers über die Unmöglichkeit weiterer Lohnerhöhungen protestiert. Abg. Lejeune-Jung (Dnat.) will die Zuziehung landwirtschaftlicher Sachverständiger zu den Handelsvertragsverhandlungen. Die Abstimmung über den Antrag Meier wird ausgesetzt. Die Entschließung Koenen wird abgelehnt.

Reichskohlenkommissar Dr. Stutz gibt eine

Übersicht über die Kohlenlage.

Bei der Braunkohle sei noch keine Krisis vorhanden. Weit schlimmer sei die Lage in der Steinkohlenindustrie. Ausschlaggebend für die schlechte Lage in der Kohlenindustrie sei der Minderverbrauch in der Industrie. Die Konkurrenz gegenüber den englischen Kohlen werde durch die hohen Frachtkosten erschwert. Die Zechenstillegungen hätten sich in verschiedenen Fällen aus wirtschaftlichen Gründen nicht vermeiden lassen. Für die Unterbringung der dadurch beschäftigungslos gewordenen Bergarbeiter würde nach Möglichkeit gesorgt.

Abg. Dr. Quaatz (Dnat.) wünschte die Vorlage einer Denkschrift über die vom Reichskommissar dargelegte Materie. Redner kritisiert dann

die Frachtpolitik der Reichsbahn,

die durch die teuren Frachten, die deutsche Kohlenproduktion zu ihrem Schaden totschlage. Die Haldenbestände seien immens. Das sei im wirtschaftlichen und im sozialen Interesse gefahrdrohend.

Abg. Dr. Gildemeister (D. Vp.) hob die außerordentliche Bedeutung der Versorgung des umstrittenen deutschen Küstengebietes mit deutscher Kohle hervor. Die von der Reichsbahn beabsichtigten Tarifermäßigungen werden nicht genügen, um die deutsche Kohle wettbewerbsfähig gegenüber der englischen Kohle zu machen.

Damit war die allgemeine Debatte erledigt und der Ausschuß trat in

die Einzelberatung des Etats des Reichswirtschaftsministeriums

ein. Bei dem Haushaltskapitel Technische Seeschiffahrtsbehörden verlangte Abg. Schumann (Soz.) ein Reichsbemannungsgesetz für Seeschiffe, Abänderung der Seemannsordnung vom 1. April 1903 und ein Gesetz über die Einrichtung von Arbeitnehmervertretungen für die Betriebe der Seeschiffahrt gemäß § 5 des Betriebsrätegesetzes vom 4. Februar 1920. In der Abstimmung wurden die Teile des sozialdemokratischen Antrages angenommen, die

ein neues Reichsbemannungsgesetz

für die Seeschiffe und die Einrichtungen von Arbeitnehmervertretungen für die Betriebe der Seeschiffahrt verlangen.

Angenommen wurde auch der Gesetzentwurf, der

die Aufhebung der Preistreibereiverordnung

und der damit verwandten Verordnungen, sowie die Straffreiheit für vorherbegangene Verstöße zum Gegenstand haben.

Bei Behandlung des Etatkapitels Statistisches Reichsamt fragt Abg. Dr. Hergt (Dnat.) den Reichswirtschaftsminister, ob die Nachricht zutreffe, daß

die amerikanischen Kreditverhandlungen

infolge der innerpolitischen Verhältnisse in Deutschland, die mit der Präsidentwahl zusammenhängen, geschädigt bez. abgebrochen worden seien. Reichswirtschaftsminister Dr. Neuhaus erwiderte, es sei ihm amtlich nichts bekannt, daß die politischen Verhältnisse in Deutschland einen ungünstigen Einfluß auf die Gestaltung des Kreditmarktes ausgeübt hätten.

Die Vertreter des Zentrums, der Demokraten, der Sozialdemokraten und der Kommunisten protestierten dagegen, daß

diese hochpolitische Frage

im Zusammenhang mit der Etatbehandlung des Statistischen Reichsamtes gestellt und beantwortet worden sei. Sie habe zur gegenwärtigen sachlichen Haushaltsberatung keinerlei Beziehung. Da nun einmal die Beantwortung durch den Reichswirtschaftsminister erfolgt sei, so müsse

die politische Debatte über die Gründe der Stockung des ausländischen Kredits morgen fortgesetzt werden.

Diesen Wünschen entsprechend ordnete der Vorsitzende die Fortsetzung der Aussprache für Sonnabend vormittag an.

Hindenburg gegen Verständigungsfrieden.

Berlin, 17. April.

Im Sommer 1917 unternahm der Papst seinen Friedensschritt, dessen Voraussetzung der offene Verzicht Deutschlands auf Belgien war. Dieser Verzicht wurde von der Obersten Heeresleitung zusammen mit dem damaligen Reichskanzler Michaelis hintertrieben. Zu diesem Zweck verfaßte Ludendorff eine Denkschrift, die Hindenburg mit einem Geleitbrief an den Reichskanzler Michaelis versah. In diesem Briefe Hindenburgs vom 15. September 1917 heißt es:

Ich verhehle mir nicht, daß in der Marine und in weiten politischen Kreisen ein Verzicht auf die flandrische Küste als ein Schlag empfunden wird, der nur dann gemildert wird, wenn die auch von Euer Exzellenz der Marine zugestandenen Kompensationen zur Tat werden. Ich sehe mit General Ludendorff diese Kompensationen in Stützpunkten innerhalb und außerhalb unseres Kolonialreiches ... Die wirtschaftliche Angliederung Belgiens an Deutschland wird ohne einen Druck auf Belgien auch nach Friedensschluß nicht gehen.

Hierzu wird eine mehrjährige Okkupation dienen. . . Über die mehrjährige Okkupation hinaus muß die deutsche Stellung in Lüttich wirken. . .

Ich vermag mir daher nicht zu denken, daß wir in irgendeiner absehbaren und vertragsmäßig festgesetzten Zeit aus Lüttich herausgehen könnten.

Im übrigen erklärt sich Hindenburg vollkommen mit der Denkschrift Ludendorffs einverstanden, in der es heißt:

Wir müssen das Gebiet zu beiden Seiten der Maas und südwärts bis St. Vieth fest in der Hand behalten. Daher sehe ich nur in der Einverleibung durch das Deutsche Reich das Mittel, dies zu erreichen.

Ob es ein anderes Mittel gibt, muß ich dahingestellt sein lassen. Vorläufig scheint es mir noch nicht gefunden. Der Besitz der Maaslinie allein genügt nicht, um dem Industriegebiet die erforderliche Sicherheit zu geben. Wir müssen ein englisch-belgisch-französisches Heer noch weiter zurückschieben. Das kann nur dadurch geschehen, daß Belgien wirtschaftlich an uns so eng geschlossen wird, daß es auch seinen politischen Anschluß an uns sucht. Der wirtschaftliche Anschluß wird ohne starken militärischen Druck — längere Okkupation — und ohne Besitzergreifung von Lüttich nicht ins Werk zu setzen sein.

Als zur Zeit des Friedensschlusses von Brest-Litowsk sich das Gerücht verbreitete, auch Hindenburg sei für einen Frieden ohne Eroberungen, da verfaßte Hindenburg folgendes Dokument, das der Historiker Karl Friedrich Nowak auf Seite 281 seines bekannten Werkes „Chaos" vor anderthalb Jahren veröffentlicht hat:

Großes Hauptquartier, den 25. 2. 1918.

In Brest-Litowsk soll behauptet worden sein, daß ich mich für einen annektionslosen Frieden und das Selbstbestimmungsrecht der Völker erklärt hätte, also auf dem Boden der Reichstagsresolution stünde.

Indem ich eine derartige Zumutung mit Entrüstung zurückweise,

ersuche ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst, bei jeder sich bietenden Gelegenheit gegen derartige unwahre Äußerungen energisch einzuschreiten.

v. Hindenburg.

Das Blasrohr als Waffe.

Außer dem Bumerang der australischen Eingeborenen, einigen bei afrikanischen Stämmen gebräuchlichen Wurfeisen und der Schleuder weist keine auf Fernwirkung berechnete Waffe so weit voneinander entfernte und verhältnismäßig kleine Verbreitungsgebiete auf, wie das Blasrohr. Die Einfachheit der Konstruktion, sein geringes Gewicht, die Handlichkeit und Geräuschlosigkeit beim Gebrauch sind zwar Vorzüge; sie werden aber durch den sehr wesentlichen Nachteil aufgewogen, daß mit dem der Natur der Sache nach nur sehr leichten Geschoß kein Tier, von kleinen Vögeln abgesehen, erlegt und kein Gegner außer Gefecht gesetzt werden kann, wenn die Spitze nicht mit einem sofort unfehlbar tödlich wirkenden Gift bestrichen ist.

Das Blasrohr liefert nun einen vortrefflichen Beweis der Konvergenz der Kulturen, insofern als es nicht nur in Ländern gebraucht wird, wo solche erforderliche Gifte dafür vorhanden sind, sondern weil auch Völker, die nie miteinander in Berührung gekommen waren und bei denen ein gegenseitiger Austausch von Erfahrungen nicht stattgehabt haben konnte, trotz zahlreich vorhandener Giftpflanzen aller Arten das Gift für die Blasrohrpfeile fast ausschließlich aus der Pflanzengattung Strychnos wählten, deren Name durch das von ihr stammende Strychnin in der ganzen Welt bekannt geworden ist.

Betrachten wir die Gebiete, in denen das Blasrohr für Jagd und Krieg gebraucht wird, so haben wir vorerst das ungeheure südamerikanische Waldland am Oberlauf von Amazonas und Orinoko zu erwähnen. Die dort wohnenden oder wandernden Indianer sind in zahllose kleine und kleinste Stämme und Horden zersplittert, zum Teil mit sehr verschiedenen Sprachen. Manche davon sind ansässig geworden und betreiben einen primitiven Ackerbau. Andere ziehen noch in den Wäldern herum und nähren sich von dem, was ihnen der Fischfang, meist durch Vergiftung des Wassers unterstützt, oder die Jagd mit dem Bogen oder dem Blasrohr liefert. Letzteres findet sich bei den meisten Stämmen und die Bezeichnungen sarabatanas für das Rohr, und gravatanas für die Pfeile, scheinen weit verbreitet zu sein.

Für das Blasrohr wählt man dünne Stämme der Palme Iriartea setigera, die hartes Holz hat, aber inwendig weich und markig ist, und sich also leicht aushöhlen läßt. Der Indianer begnügt sich aber nicht mit dem einfachen Rohre. Er weiß aus Erfahrung, daß sich ein solches zieht oder wirft und infolgedessen schließlich unbrauchbar wird. Um diesem Übelstand abzuhelfen, schiebt er in ein Rohr ein noch dünneres, mit einer Seelenweite von etwa einem Zentimeter; er konstruiert also eine Waffe nach dem Prinzip, das bei den Mantelgeschützen seine vollkommenste Anwendung gefunden hat. Um die Treffsicherheit zu erhöhen, setzt er dem Blasrohre noch ein Korn auf, und läßt sich um den Mund gewisse Zeichen tätowieren, die dem Schusse die Kraft und Sicherheit verleihen sollen, wie sie eben nur ein Zaubermittel geben kann.

Die als Geschoß verwendeten kleinen Pfeile oder Bolzen haben Spitzen aus Palmendornen, die, um in der Wunde leicht abzubrechen, tief eingesägt sind. Sie sind mit einem Bausch aus Baumwolle oder den seidenartigen Samenhaaren gewisser Pflanzen versehen. Über die Herkunft des zur Vergiftung benützten Pflanzensaftes bewahren die Leute absolutes Schweigen. In vielen Fällen könnten sie auch keine zuverlässige Auskunft geben, selbst wenn sie wollten, da sie das Gift durch einen über weite Gebiete erstreckten Tauschhandel erlangen. Man hat aber feststellen können, daß es sich bei diesem unter dem Namen Curare bekannten Gift fast stets um den Saft von Arten der Gattung Strychnos handelt: S. cogens, S. Castelnaeana, S. Schomburgkii usw. — was sich eben von diesen Pflanzen im Wohnsitz eines gewissen Stammes gerade findet. Es ist bemerkenswert, daß sich diese Säfte in der qualitativen, nicht aber in der quantitativen Wirkung gleichen. Ursprünglich hielt man Strychnin für das aktive Prinzip; es gelang aber schließlich, ein besonderes Alkaloid abzusondern, das Curarin genannt wird und eins der zwei bis jetzt bekannten kristallisierbaren Alkaloide ist, die keinen Sauerstoff enthalten.

Das Curare ist von furchtbarer Wirkung. Ein Mann, der von einem so vergifteten Pfeile nur geritzt wird, stirbt nach wenig Minuten. In der englischen ethnographischen Zeitschrift „Man" schreibt Hardenburg: „Ich habe einen großen Hund, der von einem solchen Pfeile getroffen worden war, tot zusammenbrechen sehen, bevor er fünf Ellen weit gelaufen war." Der Botaniker Sachs erwähnt in seinem Buche „Aus den Llanos", daß man als Mittel gegen die Giftwirkung Salz in die Wunde streue und innerlich frischen Zuckerrohrsaft nähme. Diese Mittel können aber nur in Betracht kommen, wenn es sich um Wunden handelt, die durch verhältnismäßig harmlose Pfeile verursacht wurden, ganz davon abgesehen, daß frischer Zuckerrohrsaft nicht überall gleich zur Hand sein dürfte. In den Magen gebracht, erweist sich Curare schwer absorbierbar und ist fast unschädlich, weshalb auch das Fleisch der durch vergiftete Pfeile erlegten Tiere ohne Schaden genossen wird. Die im allgemeinen gefährliche Pflanzengattung Strychnos schließt merkwürdigerweise acht oder neun afrikanische Spezies ein, die nach den übereinstimmenden Berichten botanischer Forscher wie Schinz, Volkens und Dinter genießbar sind.

Das Blasrohr eignet sich besonders zum Gebrauch in dichten Wäldern, die es ermöglichen, sich dem erkorenen Opfer ungesehen zu nähern. Solcher Wald herrscht auf der heiß-feuchten Insel Borneo vor, und so finden wir denn auch dort das Blasrohr bei den Dayaks, denen die tückische Waffe gute Dienste leistete, wenn es galt, einer umworbenen Schönen durch Aufweis einer gewissen Zahl abgeschnittener Köpfe das Ja-Wort zu entlocken, wie das noch jetzt bei den Ptswan auf Formosa der Fall ist, oder wenigstens bis vor kurzem war. Dieser früher allgemein üblichen Verbindung von Liebesleben und Kopfjägerei der Menschen zum Opfer fielen, wie ein Stück Wild, auf das der Jäger auch keinerlei Haß hat, ist von der holländischen Kolonialregierung ein Ende gemacht worden, und so wird denn das Blasrohr, das sumpitan, jetzt in der Hauptsache nur zur Jagd auf Tiere benützt. Es ist die einzige dafür zur Verfügung stehende Waffe, denn merkwürdigerweise ist der fast universelle Bogen den Dayaks ganz unbekannt geblieben. Diesem Umstande dürfte es zuzuschreiben sein, daß das Blasrohr von den überhaupt recht geschickten und besonders Säbel und Dolche von vorzüglicher Güte liefernden Dayaks mit wahrem Scharfsinn verbessert worden ist. Sie berücksichtigen nämlich, daß das 2 m lange Rohr beim Schusse sich infolge seines Gewichts am vorderen Ende ein wenig senkt. Um nun dem Einfluß dieser Senkung auf die Flugbahn des Pfeils zu begegnen, geben die Dayaks der Bohrung am vorderen Ende eine entsprechende Neigung nach der Oberseite des Rohrs; mit anderen Worten, die bei der Bohrung hergestellte Kurve nach oben wird bei dem zum Schusse wagerecht gehaltenen Rohr durch das Eigengewicht in eine gerade Linie verwandelt.

Mit dem so sorgfältig gearbeiteten sumpitan vermögen die Dayaks auf eine Entfernung von 75 m mit erstaunlicher Sicherheit zu schießen, aber infolge der mit dem Schusse verbundenen plötzlichen heftigen Anstrengung sind sehr viele Männer bruchleidend. Zum Vergiften benützt man den aus dem ipoh-Baum (Strychnos Wallichiana) gekochten Saft, der auch im Nu wirkt.

Ein drittes Gebiet, in dem das Blasrohr als Waffe vorkommt, ist die Insel Celebes. Dort scheint es aber keine wesentliche Rolle zu spielen, denn Grubauer erwähnt es in seinem schönen Werke über die Inselbewohner nur einmal: „Ich war froh, hier in Séfe einige mir neue Gegenstände zu erlangen, unter denen ein Blasrohr von Bambus, sumpi genannt (malayisch sumpitan), vielleicht das Beste war". Es sieht fast aus, als